



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 183.

Montag, 9. August

1926.

Herztod.

Roman von Wilhelm Herberich.

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Graf Leo nickte. Seine Stimme klang heller. „Und, Gott sei Dank, wir haben ihr für die nächsten Wochen noch einen anderen Menschen gewonnen, der sie langsam wieder zum gesunden Leben zurückführen soll — Gräfin Ate bleibt auf unser vereintes Bitten einige Zeit hier. Was sagst du dazu?“ Er schaute den Neffen fast triumphierend an und bemerkte über dem Behagen, das ihm dieser Gedanke erregte, nicht das jähe Erblassen in Rolfs Gesicht und den Druck, den diese Nachricht dem Baron auf die Seele legte. „Oh!“ bestätigte der Gefragte. „Das ist ausgezeichnet. Ich finde das ganz ausgezeichnet.“

„Es freut mich“, sagte sein Onkel und betrachtete ihn wohlwollend, „daß du diesen Plan billigst. Ich lege außerordentlichen Wert darauf, daß wir hier in vollkommener Übereinstimmung und Harmonie zusammenleben. Denn du bleibst doch jetzt auch hier...“

„Ich weiß nicht, Onkel“, murmelte Rolf bescheiden, „ob ich so viel Güte annehmen darf, ob ich wirklich zu- nächst...“

„Zunächst? Zunächst?“ rief Graf Leo, beinahe ein wenig gutmütig polternd. „Was sind das für Redensarten? Ich denke gar nicht daran, mich auf dieses „Zunächst“ einzulassen. Ich hoffe, daß du dauernd bei mir bleibst. Du bist immer so ein bißchen in der Welt herumvagabundiert und hast, wie das so vorkommt, nicht hier, nicht dort recht Lust zum Zugreifen gefunden. Ich meine, du solltest nun ein Arbeitsgebiet finden, das dich sechshaft macht und freut. — Die Ökonomie, das Schloß... ich möchte doch auch allmählich ein wenig mehr Ruhe haben. Diese beiden Schläge sind mir denn doch recht schwer auf den Kopf gefallen.“ Er ließ die Hand müde auf die Tischplatte sinken und schaute in trüben Gedanken auf das Bild seiner Frau mit Hedi, das vor ihm neben der Arbeitsmappe stand.

„Aber, Onkel“, rief Rolf schnell und beinahe bestürzt, „so habe ich mein Bedenken selbstverständlich nicht gemeint. Ich wollte dir nur in deinem Ruhebedürfnis nicht lästig sein, zumal ja Hans und Berta und die Gräfin Sawinten, wie ich jetzt höre, da bleiben.“

„Das wird doch nur für einige Wochen sein“, sagte Graf Leo unbefangen.

Er sah die geheime Freude im Auge seines Neffen nicht. „Selbstverständlich! Selbstverständlich!“ sagte dieser eifrig. „Ich bin ganz und in allem dein Diener.“

„Mein Freund!“ verbesserte Graf Leo, den seine Vereinsamung merkwürdig weich machte. Er streckte dem Jüngeren die Hand hin und flüsterte: „Mein...“

Dann hielt er inne und richtete sich wieder mehr auf. „Deine Zustimmung ist mir sehr lieb. Ich danke dir. Ich glaube, es ist für dich und für mich am besten so.“

Rolf hatte sich erhoben und machte eine tiefe, ehrerbietige Verbeugung, bei der es fast schien, als ob sich sein Mund auf die Hand des Onkels drücken wollte, was dieser aber dadurch verhinderte, daß er gleichfalls aufstand, beide Hände auf die Schultern des Neffen legte, ihm klar ins Auge sah und wiederholte: „Es ist mir sehr lieb so.“

Er blickte auf die Uhr.

„Es wird Zeit, sich für Mittag zu rüsten. Ich komme gleich nach. Und morgen wollen wir zu arbeiten beginnen...“

Geschmeidig, hochmütig, schlanke ausgerichtet trat Rolf in den breiten, gewölbten Gang hinaus.

Da zuckte er zusammen.

Eben ging Ate vorüber.

Wahrhaftig, sie war wie Hedi von Klammed — nur die dunkleren Haare sahen aus, als hätte die lichte Tote einen Trauerschleier um das Haupt gelegt.

Er verbeugte sich. Sie nickte gemessen.

Höhnisch sah er ihr nach. Dann legte er die Hand an die Stirn.

Ein Gedanke, der heute schon einmal wie ein Irrlicht durch seinen Kopf gegangen war, kam wieder — diesmal hartnäckiger, greifbarer. — Ein fester, verrückter Gedanke — ein Gedanke, der einen Menschen zu reizen vermochte, dem sein Lebenslang Verwegenes am nächsten gewesen. Vor sich hinbrütend ging er nach seinem Zimmer, um sich für die Tafel umzukleiden. — — —

Der große Speisesaal war mit Blattpflanzen ernst geschmückt. Die brennenden Wachslichter und das alte Familiensilber breiteten Feierlichkeit über die Tafel, zu der mit den nächsten Angehörigen eine Reihe von Gutsnachbarn geladen war, mit denen man in engerer Fühlung stand. In der Mitte der hufeisenförmig gestellten Tische saß Graf Leo, ihm zur Rechten Gräfin Ate, an seiner linken Seite Berta, neben ihr der Gatte, von dem sie sich wie ein Kind betreten ließ und in seiner Liebe glücklich war. An Ate reichte sich Rolf. Beide schienen sich nicht zu sehen. Ihr war es ernst mit dieser Gleichgültigkeit. Er aber verfolgte, wenn er sich unbeachtet wähnte, jede ihrer Bewegungen unter den halbgeöffneten Wimpern und seine Blide hingen an ihren langen, schmalen Händen, in denen Ruhe, Mut und Energie zum Ausdruck kamen. Das Gespräch war gedämpft und einsilbig. Erst allmählich kam eine gewisse Stimmung in die Runde. Der Wein blieb nicht ohne Wirkung. Doch erzeugte er keine Fröhlichkeit, aber Wärme, die sich für alle Anwesenden auf den Grafen und Berta zu vereinen schienen, die beiden Schwerstgetroffenen.

Ihnen stand ja auch Leid und Trauer deutlich auf der Stirn.

Zu angemessener Zeit erhob sich der Schloßherr und sagte: „Ich danke Ihnen allen nochmals für Ihre Teilnahme, die mir und meiner Familie in diesen harten Stunden eine freundliche Stütze war. Mögen Sie glücklich sein!“

Langsam mit ernstem Klang neigten sich die Burgunderfelse gegen den seinen.

Später stand Graf Hyazinth Voorach, der Senior der Gutsnachbarn, auf, der ihm gegenüber saß, und sprach mit volltönender, warmer Stimme: „Ich trinke auf das Gedeihen dieses Hauses, seines Herrn und seiner Familie. Möge dem Sturm zur rechten Stunde Sonne folgen!“

Nach diesen Worten ging es wie eine gewisse Erleichterung um die Tafelrunde. Es war, als ob dieser Wunsch die Trauer zur Seite gedrängt und einen Weg für frohere Gedanken gebahnt hätte. Man wagte, lauter zu sprechen. An entfernteren Plätzen flog sogar hin und wieder ein halbblauer Scherz auf und der nachbarliche Klatsch führte die Köpfe der Damen und Herren näher zusammen.

Graf Leo hatte sich ausbedungen, daß die Gäste noch beisammenbleiben möchten, wenn er mit Berta, die der Schonung bedurfte, und mit ihrem Manne sich zurückzog.

Baron Rolf sollte ihn vertreten.

Man erhob sich allgemein von der Tafel, um den Herrn des Hauses und das junge Paar zum Abschied zu grüßen.

Dann verlor man sich in zwanglosen Gruppen in den Nebenräumen, wo Kaffee und Likör gereicht wurde und trübselnder Zigarrenrauch Behagen erzeugte.

Ate Sawinten, die auf den Balkon getreten war, sah dort plötzlich den Baron vor sich. Sie setzte sich in einen weichen, tiefen Korbfessel und nickte leicht, als er sie bat, bei ihr Platz nehmen zu dürfen.

„Ich halte mich für verpflichtet, Ihnen anzuzeigen“, sagte er mit höflicher Höflichkeit, „daß mich mein Onkel ersucht hat, dauernd hier zu bleiben und ihn bei der Wirtschaft zu unterstützen. Ich kann daher leider nicht, wie Sie wünschen würden, vermeiden, Sie durch meinen Anblick zu belästigen, da ja auch Sie selbst, wie ich vernommen habe, meiner Base Berta zuliebe einige Zeit hier verbleiben werden.“

„Es ist mir recht so“, entgegnete sie und blickte ihm ruhig ins Gesicht. „Ich sehe Schicksal darin.“

Er unterdrückte das Mißbehagen, das ihm diese Worte erregten, und versuchte lächelnd einen leichten Ton anzuschlagen. „Unser Schicksal?“ fragte er ziemlich frivol.

„Ihr Schicksal!“ entgegnete sie. In ihren Augen lag ein Ernst, der den von ihm versuchten Ton niederzwang.

Dabei erhob sie sich und ging zu der Gesellschaft zurück.

Er warf die Zigarette über die Brüstung in den Park und hatte ein irres Fladern im Blick. Es war wie Angst und Wut.

Dann raffte er sich auf, lachte und stieß beide Fäuste von sich.

Sein brutaler Lebenswille maß sich an ihrer Feindseligkeit und hielt sich für den Stärkeren.

Von da ab begann ein sonderbares Spiel, das allen anderen entging und nur von der feinfühligsten, im Innern zerquälten Baronin Berta bemerkt wurde.

Rolf hatte sich am nächsten Tage mit einer Energie in die Arbeit gestürzt, die niemand einem Manne zuge-
traut hätte, dessen bisheriges Leben im wesentlichen Genuß geheißsen. Ohne sein hochfahrendes Benehmen ganz ablegen zu können, war er überall mitten unter den Leuten — bei der mählich einsethenden Ernte ebenso wie im Walde, im Stalle nicht minder als in der Brennerei, die zum Gute gehörte. Er bemühte sich mit einem solchen Eifer, zu lernen, daß der Verwalter Bertram, der eine heimliche Abneigung gegen ihn hatte, den Ernst seines Strebens nicht verkennen konnte und ihm mit der — wenn auch zurückhaltenden — Achtung entgegenkam, die er dem Beistand und Vertreter des Grafen als gewissenhafter Beamter schuldete.

Der Gutsherr selbst lebte unter dieser Regsamkeit seines Neffen auf. Es machte ihm ersichtlich Freude, auf langen Ritten Rolf mit allen Teilen seines umfangreichen Besitzes vertraut zu machen. Sie sprachen dabei viel und lebhaft von allen Zweigen der Landwirtschaft.

Auf Hedis geheimnisvollen Tod und die Vorgänge zwischen ihr und der Tante kamen sie nicht mehr zurück. Es war wie eine stillschweigende Vereinbarung zwischen ihnen, daß diese trüben Ereignisse außer Rede blieben.

Mußte man doch auch schon Berta zuliebe damit zurückhalten. In ihrer Gegenwart fiel keine Andeutung. Denn sie litt noch immer schwer darunter und konnte sich, wenn auch nach außenhin ihr Wesen ruhiger und ihre

Gesundheit anscheinend widerstandsfähiger wurde, doch im Gemüte nicht davon erholen.

Das Rätsel lag auf ihr mit schwerem Druck. Sie empfand, daß nur Aufklärung, Sühne sie davon befreien und ihr trotz aller Sorge, mit der sie umgeben wurde, wieder die volle Lebensfreude zurückgeben konnte.

Baron Hans, ihr Mann, erschöpfte sich ganz in dieser Sorge. Für ihn gab es nichts als seine junge Frau. Alles andere schaltete aus.

So blieb — abgesehen von dem Verwalter Bertram, dem Wachtmeister und dem Gendarmen, die unter sich von dem Verbrechen sprachen — im engeren Kreise niemand, der sich mit der Tat zu befassen schien als Gräfin Ate. Sie aber war wie der Schatten Hedis, der durch das Schloß ging und nach Sühne rief. Auch von ihren Lippen kam kein Wort darüber. Nicht einmal in vertraulichen Gesprächen mit Berta sprach sie davon, obwohl sie aus mancher Andeutung der Freundin fast täglich entnehmen mußte, wie an dieser die Ungewißheit zehrte. Aber gerade Berta, die ihre Freundin genau kannte, sah, daß diese ein zweites verstecktes Leben führte und unablässig nach Klärung rang. Und die Baronin Berta beobachtete mit heimlichem Schauder, wie Ate sich unauffällig und doch mit grauenvoller Beharrlichkeit an Rolfs Herzen heftete. Warum war Ate gerade hinter ihm her und unablässig auf der Suche? Oft kam Berta darüber nach, und unheimliche Gedanken erwachten in ihr, von denen sie sich mit aller Kraft ihrer zarten Natur loszulösen suchte. Aber schon am nächsten Tage mußte sie wieder beobachten, daß die Gräfin auf ihrem Lieblingspferd, einem Rapen, den sie sich von Sawinten herübergeholt, plötzlich ausritt, wenn Rolf allein und zu Pferd das Schloß verlassen hatte.

Jegendwo im tiefen Tann, auf einsamer Heide, fern am Seeufer sprengte sie an ihm vorüber und erwiderte nur mit einem flüchtigen Nicken seinen verbissenen Gruß.

Jedermal riß ihn ihr Erscheinen aus Arbeit und Vergessen auf. Er hegte dann sein Pferd stundenlang verlassene Weg und vergrub sich, ins Schloß zurückgekehrt, in sein Zimmer, um — wenn er aus diesem hervortrat — der Gräfin zu begegnen, deren Auge ihn mit einem raschen Blicke streifte — doch lang genug, um ihn zu lähmen, zu schäumender Wut zu erbohen, in ohnmächtige Angst zu versetzen.

Oft war es ihm wirklich, als lebte Hedi um ihn, und er dachte dann der abergläubischen Rede Sybilleus und vermochte nicht, im Augenblick von ihr loszukommen...

Um diese Zeit ereignete sich in der Stadt etwas, das wieder alle Augen und Gedanken auf den Mord am See lenkte.

In dem Gerichtsgefängnis brach ein Brand aus. Ein paar dort vorübergehend untergebrachte Burschen hatten es verstanden, bei der körperlichen Unternehmung, der jeder Neuzugehende unterworfen wurde, Zigaretten und Zündhölzer zu verbergen.

Sie hatten nachts in der Zelle geraucht und die brennende Asche aus dem kleinen Fenster gestreut. Der erste Herbstwind, der um diese Zeit durch das Land ging, war mit einem leichtfertigen Funken in alte Strohvorräte gefahren, die in einem Seitengebäude lagerten, wo man kürzlich die Schlaffsäcke ausgeleert und neu gefüllt hatte.

Plötzlich schlug ein mächtiges Feuer auf, das bei den guten Löschvorrichtungen nicht viel ausrichtete, aber doch im ersten Schreck große Verwirrung hervorrief.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von Werner Gaude.

Die Frau beansprucht vom Mann eine gute Zukunft, der Mann von der Frau eine gute Vergangenheit.

*

Je weniger Reize eine Frau aufweist, desto gereizter ist sie.

Die Schlange.

Skizze von Clementine Krämer.

Eine Brillantnadel in Form einer Schlange — das Auge ein blühender Smaragd — die tagelang in dem Schaufenster des ersten Juwelengeschäftes die Blicke auf sich gezogen hatte, war abhanden gekommen.

Dies stand groß angezeigt in dem Kurbblatt des Weltbadeortes zu lesen, und gleichzeitig war für Wiederherbeschaffung ein goldenes, ringsum mit Diamanten besetztes Zigarettenetui — gegebenenfalls der Geldeswert dafür — in Aussicht gestellt.

Den andern Tag schon erhält der Juwelenhändler einen — zweifellos von Damenhand geschriebenen — Brief, er möge sich denselben Nachmittag noch zum Fise o'clock auf der Terrasse des Grand Hotel einfinden. Wenige Minuten danach werde sich eine Person, die ihn kenne und beobachte, zu ihm gesellen, und er solle Aufschluß erhalten über den Verbleib der Schlange.

Daraufhin setzt der Bestohlene zweimal den Fernsprecher in Bewegung: zuerst bestellt er in dem ihm angegebenen Hotel zwei kleine Tische unweit voneinander. Dann klingelt er die Polizei an und ersucht um einen Detektiv an den zweiten Tisch.

Zur bestimmten Zeit ist er — eine täuschende Imitation seiner „Schlange“ (man kann nie wissen) in der Tasche — auf seinem Platz. Er denkt, er werde — bestenfalls — einen amüsanten Nachmittag verbringen; man wird ihm vermutlich allerhand Andeutungen machen, Tips geben, aber keinesfalls wird er seinen Schmutz wieder sehen. „Geschäftsunkosten“ tröstet er sich, und befinnt sich zum hundertsten Mal darüber, wie es möglich war, daß . . .

Da raschelt es neben ihm und umduftet ihn diskret. Eine angenehme, kleine Person ist zu ihm getreten, verschleierte Gesichtszüge zwar, doch konstatiert er sogleich unschwer elegante Kopfhaltung und ungewöhnlich anmutige Nackenlinie. Er ist aufgestanden, hat — sich verbeugend — ihr andeutungsweise die Hand geküßt. Und schon — noch ehe sie ein Wort sagt — schlägt sie den Schleier, der bis über die Brust herabfiel, zurück und siehe: vorn am Halsausschnitt glänzt ihm seine Brosche entgegen. Sie deutet darauf hin mit dem Zeigefinger, daran ein ähnlicher Smaragd wie das Auge der Brosche aufleuchtet.

„Ein Glas Sekt?“ fragt der Juwelier und gibt dem Kellner die Weisung. — Sobald er diesen außer Hörweite weiß, flüstert er aber: „Gegenüber sitzt der Detektiv, ich kann Sie jetzt sogleich verhaften lassen, meine Gnädigste.“ Sieht dabei auf das Schlänglein, das sich glitzern zu dehnen scheint, so, als hätte es eine kleine, lebendige, perfide Seele, die etwa sprechen wollte: „Fühle mich recht bebaglich hier . . .“

Die Frau erwidert verbindlich: „Wenn Sie es wollen, bitte; ich habe mich selbst in Ihre Hand, man könnte auch sagen, in Ihren Schutz gegeben.“ Sie spricht das alles anmutig und liebenswert, erhebt das Champagnerglas und leert es — ihm zutrinkend — auf einen Schluck.

„Sie lieben Smaragdsteine?“ fragt er, nimmt dabei ihre gepflegte Hand in der seinen auf und betrachtet den Ring an ihrem Finger eingehend: „Wäre für mich beinahe eine kostspielige Liebhaberei geworden.“

„Beinahe?“

„Ich vermute, Sie sind gekommen, mir mein Eigentum zurückzugeben.“

„Wenn Sie es wünschen . . .“

„Das ist gut“, lacht er, „wenn ich es wünsche! Das ist sogar sehr gut. Sind Sie nicht deshalb hergekommen?“

Sie schweigt. Dann erzählt sie auf seine entsprechende Frage, auf welche Weise sie sich in den Besitz des Schmutzes gesetzt hat: sie habe also von außen zugehört, wie er die Nadel aus dem Fenster nahm, um sie einem Herrn und einer Dame vorzulegen, und zu anderen Stunden legte, die die beiden ebenfalls prüfend betrachteten; dies sei leicht zu beobachten gewesen durch das nach dem Ladeninnern offen gelassene Schaufenster. Die Dame habe eine Hornbrille auf der Nase gehabt und der Herr —

„Richtig, das war das amerikanische Ehepaar, die lebten die Schlange ab, Schlangen brächten kein Glück.“

„Oho!“ wundert sich die Fremde, und fügt dann keck lachend an: „Vielleicht war sie ihnen auch zu teuer, den Amerikanern.“ Doch sie unterbricht sich und fährt fort: sie wäre nun rasch eingetreten, habe die Verkäuferin, die auf der anderen Seite des Raumes stand, gefragt, ob irgendwer — ein ausgedachter Name — hier im Hause wohne, und dann — in der einen Sekunde — wie diese sich befragend dem kleinen Ladenmädchen zugewandt habe,

wäre die Nadel in ihrer Hand verschwunden, und schon sei sie, für die Auskunft dankend, draußen gewesen.

„Und weiter?“ fragt er.

„Wieso weiter?“

„Nun hatten Sie Furcht, entdeckt zu werden, oder weshalb sonst kamen Sie hierher?“

„Um meine Geschicklichkeit zu prüfen“, lachte sie.

„Ihre Geschicklichkeit — ja, die hatten Sie doch bereits tags zuvor — ach so“, unterbricht er sich, begreift und lacht ebenfalls, denn dies Frage- und Antwortspiel beginnt ihn zu amüsieren, „ach so, Sie wollten sehen, ob Ihre Geschicklichkeit so weit reicht, daß Sie mir die Nadel abschwanken können?“

Sie hebt langsam die Lider zu ihm auf und trinkt ihm zu.

„Es muß anerkannt werden, meine Gnädige, daß Sie mit offenen Karten spielen“, und er tut ihr Bescheid. „Wenn ich nun aber statt aller weiteren Abenteuerlichkeit“, fährt er fort, „es vorziehe, dem Detektiv zu winken — sehen Sie, der da drüben ist es am zweiten Tisch links — ich brauche nur das Glas zu heben und ihm zuzunicken, er trinkt auf meine Kosten den gleichen Sekt wie wir. Wenn ich es also vorziehe, frage ich, Sie jetzt auf der Stelle verhaften zu lassen, was dann?“

„Dann sind Sie kein Kavaliere, mein Herr. Im übrigen könnte mir nicht viel passieren, denn ein Diebstahl ist keinesfalls nachweisbar; mein Hiersein beweist: ich habe die Nadel nicht genommen in der Absicht, sie zu behalten, es könnte höchstens „grober Unfug“ herausgeknobelt werden.“

„Juristin?“ fragte er.

„Man erkundigt sich von Fall zu Fall.“

Seine Miene spricht: „Du bist mir eine Gerissene, du.“

Dann zieht er das in der Zeitung beschriebene Goldetui aus der Tasche und bietet ihr zu rauchen an.

Sie entnimmt eine Zigarette, brennt sie an dem von ihm bereitgehaltenen Feuerzeug an, betrachtet das Etui, fragt: „Jetzt wollen Sie sogleich Ihre Nadel haben, nicht wahr?“

„Ja natürlich“, lacht er.

Sie klagt: „Oh, das ist nicht nett.“

Er aber streckt diskret die Hand aus: „Nein, nein, das geht denn doch nicht, mein schönes Mädchen.“

„Also bitte“, sie steckt betrübt die Brosche ab und reicht sie ihm.

„Also bitte“, imitiert er die Worte und den Tonfall und legt das Etui in ihre Hand. Dann zieht er eine kleine, mit grauem Samt überzogene Schachtel aus der Tasche, legt die Schlängennadel hinein und läßt sie verschwinden. „Dann wären wir also im Reinen miteinander“, sagt er, „danke für den amüsanten Nachmittag.“

„Ein teurer Nachmittag“, klagte sie.

„So bestimmt haben Sie damit gerechnet, daß ich Ihnen den Schmutz überlassen würde? — Nein, mein Kind, ich bin kein Idealist, ich bin Geschäftsmann.“

„Das scheint mir so.“

„Haben Sie eine Ahnung, was die Nadel wert ist? — Viele, viele Tausende.“

Und sie: „Ich pflege nicht für eine wertlose Sache mich zu strapazieren, mich Gefahren auszusetzen, einige kostbare Stunden für nichts dranzugeben.“

„Ist Ihre Zeit so wertvoll?“

„Vielleicht.“

„Sie machen sich gerne interessant?“

„Bin ich es Ihnen nicht?“

„Doch“, sagt er mit eins, und als ob er von einem plötzlichen Entschluß getrieben sei, greift er in die Tasche, zieht die graue Samtschachtel hervor: „Bitte.“

„Danke sehr“, und vor Freude errötend, befestigt sie sogleich die Nadel wieder vor ihrer Brust.

Bald erhebt sie sich: sie gebe jetzt, sich kostümieren für den Maskenball, den heute abend das Grand Hotel seinen Gästen gebe. — — — — —

Es ist lustig auf dem Maskenball im Grand Hotel. Eben hat der Hanswurst sie abgeführt. Sagt ihr jetzt: „Du, du bist mir gleich aufgefallen wegen deiner Nadel da vorn, die so gut zu dir paßt, du kleine Schlange; die beste Imitation, die ich je gesehen habe.“

Sie lacht: „Ob ich falsch bin, das lassen wir auf sich beruhen, aber die Nadel — wenn du abnimmst, wer sie mir geschenkt hat — das ist ja Unsinn.“

„Das ist kein Unsinn“, beharrt der Hanswurst, „das läßt dir gerade der sagen, der dir sie heute nachmittags schenkte . . . und er hat mich eigens dazu hergeschickt.“

Eheschließungsprobleme des 18. Jahrhunderts.

Von Walter v. Rummel.

Das 18. Jahrhundert sah, wie auch die späteren Zeiten, in der lebhaften Vermehrung der Menschen, „der Untertanen“ die stärkste Stütze des Staates, seiner Macht und seines Reichthums. Aber wie auch heute, so widerstrebte schon damals ein nicht geringer Kreis von Menschen der Ehe und ihren Fesseln, den Sorgen und Unbequemlichkeiten, die diese naturnotwendig mit im Gefolge hat.

Bereits Mitte des 18. Jahrhunderts wurde daher von Schriftstellern, die das Bestreben hatten, die Eheschließungen zu fördern, Prämien und allerhand Vorteile für alle jene, die reichen Kindersegen hätten, vorgeschlagen. Für die schwarzen Vögel aber, die um die Ehe einen weiten Bogen schlugen, empfahl man lebhaft eine „Junggesellensteuer“. Der Ertrag dieser Steuer sollte zur Ausstattung bedürftiger Jungfrauen verwendet werden. Ja, manche gingen sogar so weit, daß sie beantragten, den gesamten Nachlaß von alten Hagestolzen zugunsten dieser Ausstattungskassen armer Mädchen einzuziehen.

Ein norddeutscher, Mitte des 18. Jahrhunderts schreibender Autor meint: „Bei den Nationen, wo die natürlichen Gesehe und Triebe noch den Vorzug haben, welche aber in der gestifteten europäischen Welt durch Borurtheile meistens unterdrückt sind, verheirathet sich ein Mann, wenn er dazu die Jahre hat, nach seinen Neigungen, und geniehet des unschuldigen Vergnügens, welches damit verknüpft ist, mit einer wahren Zufriedenheit. Bei uns kommt alles aufs Geld an.“ Nun läuft der Publizist gegen dies Geld heftig Sturm und meint: „Wie mancher hat sich nicht durch das Blendwerk eines ansehnlichen Brautshabes zum unglücklichen Manne gemacht? Wie mancher hergegen hat mit einer unbemittelten und tugendhaften Hausfrau so viel erworben, daß er ein ruhiges und gesegnetes Alter erreichen und seinen Kindern noch ein großes Erbtheil nachlassen hat können?“

Ihm sekundiert ein süddeutscher Verfemacher derselben Zeit:

Die reichen Mädchen sind zu raten,
Dieweil sie zu ernähren sein.
Man speißt sein gutes Stüde Braten
Und trinkt dabei ein Gläschen Wein.
Allein — das ist nur zu berühren —
Ein reiches Weib will auch regieren!“

Dies und jenes wurde da und dort versucht, um die eine Eheschließung hindernde Armut zu beheben. Ein Hamburger, der besonders klug war, versuchte es gar mit einer Lotterie. 100 000 unverheiratete Jungfern und junge Witwen, schlug er vor, sollten je ein Los zu einem Taler nehmen. Nur eines davon sollte zum Zuge kommen und der gescheite Veranstalter wollte der glücklichen Gewinnerin von 100 000 Talern die Hand zum Lebensbunde reichen. Aus Mangel an genügender Beteiligung führte jedoch diese Lotterie nicht zum Ziele.

Einen ähnlichen Plan verfolgte in England der nicht sehr bemittelte Vater einer hübschen und heiratslustigen Tochter. Sie hatte bereits fünf Bewerber um ihre Hand, aber keiner derselben wollte richtig ernst machen, weil ihnen allen das junge Mädchen als zu arm erschien. Der Vater lud alle fünf zu einem guten Mittagessen in einen Gasthof ein, und als die Stimmung vorgeschritten war, machte er ihnen folgenden Vorschlag: „Sie alle lieben meine Tochter, aber keiner von ihnen besitzt so viel Reichthum, daß er eine Frau ohne Geld heiraten kann. Will aber ein jeder von den Herren 300 Guineen setzen, so haben wir 1500; ich selbst will noch 300 dazutun. Wollen Sie nun Würfel nehmen und wer die meisten Augen hat, dem will ich meine Tochter geben. Ihr Brautshab aber soll aus der zusammengebrachten Summe bestehen. Dazu gebe ich noch die Versicherung, daß sie nach meinem Tode meine Universalerin sein soll.“ Der Vorschlag wurde angenommen. Noch an demselben Abend kam man wieder zusammen und brachte das nötige Geld mit. Der Kassierer eines reichen Kaufmanns hatte das Glück auf seiner Seite. Nun wäre einer baldigen Eheschließung nichts mehr im Wege gestanden, wenn nicht das Schicksal dem Kassierer einen bösen Streich gespielt hätte. Er erzählte den Vorfall seinem Brotherrn. Dieser wünschte Glück und verlangte, die Braut zu sehen. Beim ersten Anblick bemerzte sich die Liebe seines Herzens so sehr, daß er sich entschloß — er war Witwer — selbst diese Jungfer glücklich zu machen. Er verlangte daher von seinem Kassierer, daß er ihm seine Braut abtreten solle. Dieser weigerte sich. Der Kaufmann aber, der da-

hintergekommen war, daß die 300 Guineen seiner Kasse entnommen worden waren, ging zu Gericht und verlangte unter der Begründung, daß der geschehene Wurf mit seinem Gelde getan worden sei, die Braut und die 1800 Guineen für sich. Wer schließlich als Sieger aus diesem Liebeshandel hervorgegangen und die Braut heimgeführt hat, vermag ich nicht zu sagen, da mein Gewährsmann das Endergebnis leider nicht mehr zum besten gibt. Es war wohl damals noch in der Schweben.

Wie in England, so war und blieb es auch auf dem Kontinent. Weder für die Männer noch für die Mädchen war es immer leicht und ganz einfach, in den Stand der Ehe zu treten. Mit dem Ende des Jahrhunderts, mit dem beginnenden neuen Säculum taucht auch bereits als weiteres Hilfsmittel der Eheschließung die Heiratsanzeige auf. Schon vor 125 Jahren finden sich da Annoncen, die von den heutigen kaum zu unterscheiden sind. Da sucht beispielsweise ein Mann von 35 Jahren ein Mädchen oder eine kinderlose Witwe mit dem gleichen Einkommen, das er besitzt, mit nämlich 2500 Gulden. Ein anderes Inserat — es erschien 1804 in Paris — ist noch deutlicher. Eine gesesselte Dame von angenehmer Gestalt und fester Gesundheit wünscht sich die Gesellschaft eines betagten, wohlhabenden Mannes. Möge sie ihn gefunden haben!

Die geheimnisvollen Schätze der Inka.

Das Leben ist der größte Romantiker. Es verfügt über uner schöpfbare Quellen und stellt auch die blühendste Dichtphantasie immer wieder in Schatten. Ein Beweis sind die kürzlich entdeckten Schätze der Inkas.

In den tiefen Gebirgsfalten der kolumbischen Anden in den Vereinigten Staaten liegt 3000 Meter über dem Meerespiegel ein See, der in seinen Tiefen geheimnisvolle Schätze der Indianer birgt. Im Gebiete des späteren Königreiches Neugranada beteten in vorcolumbischer Zeit die Rothäute die Sonne an und opferten ihr alle 15 Jahre einen geheiligten, zum Abbild des Sonnengottes erzogenen Knaben. Um sich die Freundschaft böser Naturgeister zu sichern und die Habgier der Spanier nicht zu reizen, benutzten diese Indianer den Grund des Sees als Schatzkammer.

Vor einiger Zeit barg der englische Bergwerksingenieur Rowles 500 Jahre alte Helme, Brustplatten aus gehämmertem Gold, goldene Keife und kostbare Ohringe, Götter, Menschen und Tiere aus strahlendem Gold, die von jenen unglücklichen Urbewohnern herrühren sollen, denen die Spanier den Untergang brachten.

Der See ist einer von fünf heiligen Gewässern, in denen nach dem Glauben der Indianer die Geister haften. Um deren Zorn zu besänftigen, brachten die Priester kleine Figuren und andere Gaben aus reinem Gold als Opfer dar. Als später die spanischen Eroberer das Land ausraubten, versenkten die Häuptlinge der einzelnen Stämme ihre Schätze auf den Boden des heiligen Sees. Die Spanier stellten alles mögliche an, um ihrer habhaft zu werden, allein vergeblich.

Schließlich ließ der König von Spanien das Wasser des Sees abfließen. Zwar kamen nun nicht alle Schätze zum Vorschein, jedoch war es immerhin eine ansehnliche Beute, mit der die Spanier abziehen konnten.

In neuerer Zeit kommt man auf die Versuche zurück. Im Jahre 1904 unternahmen es amerikanische Ingenieure, den See trocken zu legen, und fanden auf dem Grunde zahlreiche Edelsteine, indianische Reliquien, alte Goldstücke und goldene Ornamente.

Sachverständige vermuten auf dem felsigen Grunde in der Tiefe des Schlammes noch weitere Schätze. Eine Gesellschaft stellt es sich zur Aufgabe, auch die letzten Überreste einer altfeindlichen und so ruhmlos zerstörten Kultur für die Nachwelt zu bergen.

Der Scherz und Spott

Probates Mittel. „Lieber Herr Doktor“, sagt der Besucher, „können Sie mir nicht das Schnarchen abgewöhnen? Ich leide schrecklich darunter, denn ich schnarche so laut, daß ich selbst davon aufwache.“ — „In diesem Falle kann ich Ihnen nur raten, in einem anderen Zimmer zu schlafen.“

Ganz vorsichtig. Junger Mann (zu seiner Angebeteten): „Dein Vater ist so sonderbar. Wäre es da nicht besser, wenn ich ihn schriftlich um seine Einwilligung zu unserer Heirat bitte?“ — Sie: „Ja, aber tu es lieber anonym.“ (Kikeriki.)